

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 89 (1963)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Rhomini, pip, Lisoli...  
**Autor:** Zacher, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-502282>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Rhomini, pip, Lisoli ...

Kennen Sie zufällig Max Penniker? Er ist mein ... Beinahe hätte ich gesagt «mein alter Studienfreund» – aber das wäre mißverständlich gewesen. Erstens war Max kein Studienfreund im sprachlichen Sinne, kein «Freund der Studien». Er saß die üblichen und einige unüblichen Semester ab, weil sein Alter Herr darauf bestand. Das «rite», mit dem Max schließlich doktorierte, war eine Qualifikation, die dem Seufzer der Erleichterung, den die Fakultät dabei ausstieß, nur unvollkommenen Ausdruck gab.

Es ist ferner auch nicht ganz richtig, Max und mich als Freunde zu bezeichnen, wenn man darunter Menschen versteht, die herzenseinig sind. Wir waren schon immer herzensuneinig und konnten uns stunden- und nächtelang streiten. Damals hatten wir ja Zeit dazu. – Worüber wir stritten, verraten die Spitznamen, die wir uns einmal im Eifer des Wortgefechts an die Schädel warfen: Ich schimpfte ihn «Abstrahens-chen-klein», und er gab mir darauf einen «Konkretin» zurück. Woraus erhellte, daß wir uns über etwas stritten, worüber man eigentlich nicht streiten kann: über Kunst.

Aber das ist lange her. – Kürzlich besuchte mich Max wieder einmal. Große Wiedersehensfreude und «weißt du noch, als ...?» Und schon brach der alte Streit wieder aus. «Da laufen die Amerikaner zu Tausenden und Zehntausenden ins Museum, um vor Leonards Jukunda Maul und Augen aufzusperren, nur weil das Bild höher versichert ist als der Ozeandampfer, mit dem es spiedert wurde. Soviel Naivität ist zum ...!» – «Aber warum sol-

len sich die Amerikaner nicht ein solches Meisterwerk ansehen?» – «Natürlich ist's ein Meisterwerk, aber die Banausen wissen ja gar nicht, warum! Meisterwerke der Moderne, die es auch bei ihnen gibt, bleiben unbeachtet. Künstler, die mit zwei Linien und zwei Farbtönen Kunstwerke schaffen, die ebenso ausdrucksstark sind wie die Mona Lisa ...» – «Und noch viel geheimnisvoller!» warf ich ein. «Bei ihr geht schließlich die Frage nur darum, *weshalb* sie lächelt, denn *dass* sie lächelt und überhaupt eine schöne Frau *ist*, das steht außer Frage. Kein Mensch kommt auf die Idee, dieses Bild für die Querschnittskizze eines Unterseebootes zu halten, wie das bei deinen Abstrakten gelegentlich vorkommt, wenn sie eine schöne Frau abbilden wollen.» – «Red nicht von Dingen, die dir zu hoch sind!» sprach Max hoheitsvoll. «Bring lieber etwas zu trinken.»

Da ging ich in die Küche und brütete Rache. Zu hoch! Mir! – Wie könnte ich nur den hochnässigen, überheb... Halt! Das war's! Ich brachte einen gläsernen Krug herein, gefüllt mit klarem Wasser vom Hahnen; obenauf schwammen zwei Tischtennisbälle und ein roter Pokerwürfel. Ein gelber Elektrikerdraht, virtuos verbogen, ringelte sich durchs Ganze. «Ich habe es nicht mehr gewagt», sagte ich obenhin, «deinen subtilen Geschmack mit einer Flasche langweilig-konventioneller, drehsymmetrischer Form, gefüllt mit dem überlebten Phäkengetränk Pinot noir zu beleidigen. Die reine Aqua fontis, deren Klarheit keine ihrer inhärenten

Wahrheiten zu verdecken oder in mystisches Purpurrot zu verdunkeln braucht ...» Weiter kam ich nicht. «Wenn du glaubst, ich sei wegen deiner blöden Späße und nicht wegen deines Pinot noir überhaupt gekommen ...» – Und weg war er.

Aber er kam wieder, triumphierend, zwei Wochen später, und hielt mir einen Zeitungsausschnitt unter die Nase. «Da lies, was ein bekannter Musikpädagoge schreibt:

*Dodekaphonie und Gehör. – Problematisch am heutigen Unterricht ist, daß die Musiklehre dort, wo sie nicht die traditionellen Elemente überhaupt über Bord wirft und damit aufhört, echte Musiklehre zu sein, von Voraussetzungen und Vorstellungen ausgeht, die bereits in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts keine ganz fraglose Gültigkeit mehr hatten. ... Analytische Methoden, die eine möglichst hörrichtliche Beschreibung der musikalischen Phänomene gestatten ... Damit wird die Gehörbildung zum zentralen Fach des gesamten Musikunterrichts!*

Der hat's erfaßt! Ihr müßt ganz einfach umlernen, ihr Gralshüter toter Biedermeier-Ideale, ihr Anbeter innerlich fauler Schönheit!» Was sollte ich entgegnen, da er weiß, wie ich Bartok liebe? Ich war aufs Haupt geschlagen.

Aber ich werde mich rächen! Wenn er nächstens wieder kommt, werde ich ihn so empfangen: «Rhomini, pip, Lisoli! Du kennst doch das Gedicht, das so anfängt? Nicht? O gewiß doch! Dich befremdet die neuartige Form. Warum sollen die Dichter weiterhin Lautsymbole aneinanderreihen wie seit Roswitha von Gandersheim und Walter von der Vogelweide? Die Wellentechnik und die Elektronik geben dem Schaffenden doch Möglichkeiten in

die Hand, die ihm ungeahnte Weiten der Ausdrucksform abseits vom Konventionellen öffnen. Sagt dir der edle Wechsel von langen o-Silben und kurzen i-Silben nichts? – Dann will ich dir das Stichwort geben: *Morse! Rhomini pip Lisoli: - . . . . - . D-e-r d-u v-o-n d-e-m H -*

Spätestens an dieser Stelle wird Hans aufspringen und mich der Blasphemie zeihen. Dann kann ich einhaken: «Wenn es Schändung ist, eines der schönsten Gedichte in Morse und die ihr entsprechende Silbensprache zu übertragen, warum soll es dann gestattet sein, eine schöne Frau so zu malen, als wäre sie in Stücke zerbrochen und von einem Sadisten wieder zusammengekittet worden?»

Und dann werde ich ein konventionell langweiliges drehsymmetrisches Glasgebilde holen, gefüllt mit gut chambriertem Pinot noir. Und wir werden das Glas erheben und auf die Kunst trinken, wobei jeder an jene Ausdrucksform denken darf, die ihm gefällt. Den ersten Schluck aber werde ich im stillen dem Olympier weihen, der lächelnd auf uns herniederschaut – hoch erhaben über unser Stilgezänk. – «Prosit, Herr Geheimrat! Exzellenz mögen gütigst verzeihen ...»

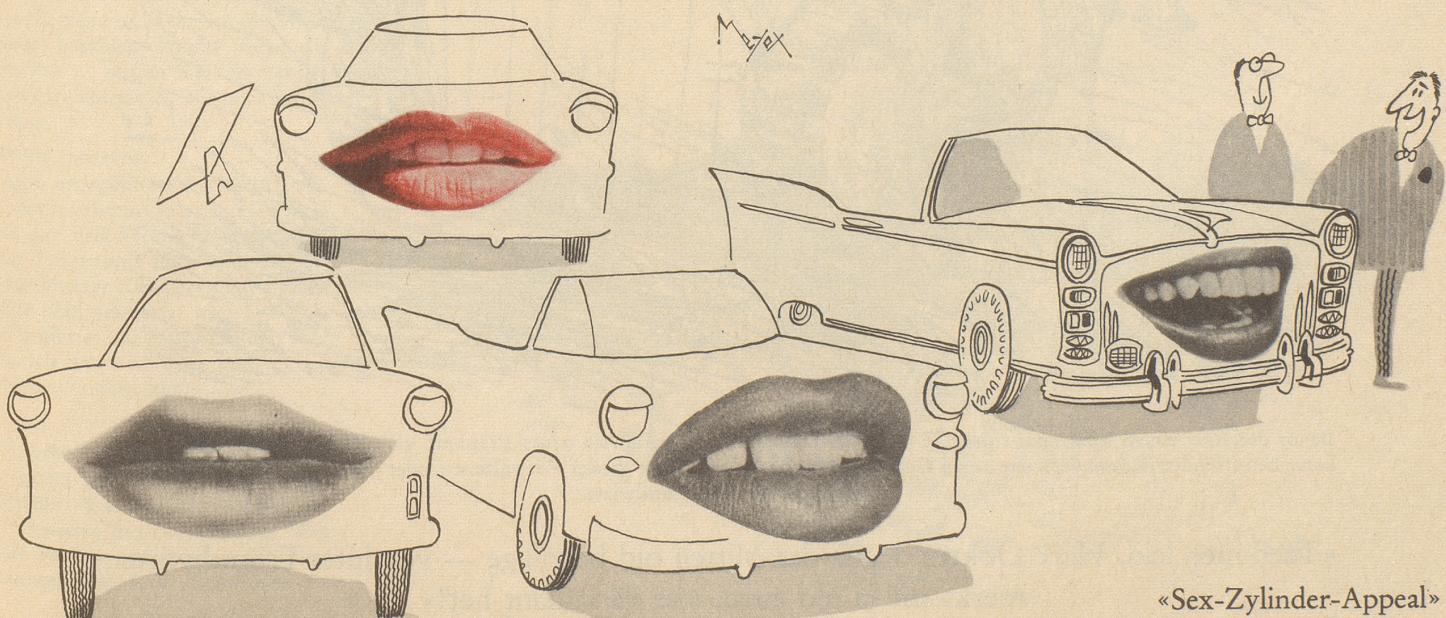
AbisZ

## Eingebrannt

Die Schulzeit hinterläßt offensichtlich doch Spuren im Gemüt. Jedenfalls wird es neuerdings immer mehr Mode, das Befinden in Notenwerten auszudrücken, und in meinem Bekanntenkreis häufen sich Dialoge dieser Art:

«Salü Sepp, wie gaht's?»

«Tanke, eso vier bis füüf, wännns sächsi s bescht isch.»



«Sex-Zylinder-Appeal»